



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

25. Nov. Die Häupter des Treubundes erscheinen im Kasseler Schloß. —
Ein preußischer Feldjäger mit dringenden Depeschen langt von Berlin an.

Von Wien kommt General Schmerling.

26. Nov. Schmerling macht seine Visite.

Die auf den folgenden Tag angesagte Hofjagd wird abbestellt.

27. Nov. Das Ministerium Stiernberg, Dehn-Rothfelfer bleibt im Amt.

Die Landstände werden auf den 4. December wieder einberufen.

Nachschrift. Soeben trifft hier noch die Sternzeitung mit der jüngsten preußischen Note ein, worin die Einsetzung einer Regentschaft sehr un-zweideutig in Aussicht gestellt wird. Die Sensation, welche dieses Actenstück und die Art seiner Veröffentlichung hervorbringt, ist eine gewaltige.

Literatur.

Geschichte des ersten deutschen Bundesschießens zu Frankfurt am Main. Von Karl Grün. Coburg, Verlag von F. Streits Verlagsbuchhandlung. 1862.

Ein lebendiges Bild der zehn prächtigen und jubelvollen Julitage, mit allen Details ausgestattet; die daran geknüpften Hoffnungen, namentlich in Betreff der Beherrschung Deutschlands, sanguinischer, als daß wir sie uns aneignen könnten; die Parteifarbe des Verfassers, wenn wir nach seinem Urtheil über den Wildauer-schen Skandal schließen dürfen, im Wesentlichen die unsre. Im Folgenden Einiges von den „Resultaten“ am Schlusse des Buchs.

Man könnte meinen, auf Grundlage der (hier mitgetheilten) Preislisten die Schußfertigkeit der einzelnen Landschaften in Zahlen ausdrücken zu können. Dies ist indeß unmöglich, und zwar aus verschiedenen Gründen. Von den wichtigsten Scheiben, den Kehrscheiben, weiß man weder die Zahl der Bewerber, noch die der Schüsse jedes Einzelnen, und wüßte man sie, so fehlten noch viele andere Bedingungen für eine genaue und somit gerechte Berechnung. Zuerst fehlte die Gleichheit der Waffe und die gleiche Norm in deren Anwendung. Bei den Feldscheiben sollte gefeslich nur eine und dieselbe Büchse gebraucht werden, das war jedoch, besonders in den ersten Tagen, keineswegs der Fall. Wer aber verschiedene Büchsen anlegte, war offenbar im Vortheil vor dem, der sich nur einer bediente. In der Standkehr waren mehre Gewehre gestattet, nur nicht auf einem und demselben Stand. Nun

aber gingen gewisse Schützen mit drei bis vier Büchsen von Stand zu Stand. Manche hatten überdies ihre Lader bei sich, so daß sie zwischen Schuß und Schuß ausruhen konnten und überhaupt nur zu zielen und abzdrukken hatten, eine Bequemlichkeit, die sich besonders die Schweizer vielfach zu Nuzen machten. Die Tiroler verfahren am einfachsten, wie der Mann im Felde, doch hatten ihre Stutzen nicht die gehörige Tragweite für die Feldscheiben.

Dann war das Wettbewerben durchaus kein gleichmäßiges, neben dem Schießen nahm das Schützenfest viele stark in Anspruch, und wer bankettirte, verlor nicht nur Zeit, sondern büßte auch an Sicherheit des Armes und des Auges ein. Ein handwerksmäßiger Betrieb des Schießens kam daher auch minder guten Schützen sehr zu Statten. Bei den Kehrscheiben war Ausdauer die Cardinaltugend. Es galt hier, von Morgens 6 bis Mittags 12, und des Nachmittags von 2 bis 8 Uhr gegenwärtig zu sein und auf seinen Schuß zu lauern. Viele saßen statt dessen lieber in der Festhalle oder machten gar Ausflüge in die Umgegend. Der deutsche Norden, ohnedies schwach vertreten, liebte solches Umher schwärmen besonders, wogegen Bayern und Baden, vorzüglich aber Schweiz und Tirol hartnäckig auf ihren Posten blieben, bis der Becher herausgeschossen war. Im Anfang, als der Eifer am größten war, hatte man Mühe, vier bis sechs Mal in der Stunde zum Schusse zu kommen, weil überall zwischen zwanzig und dreißig Büchsen auflagen. In den letzten Tagen schuß jeder Anwesende nach Herzenslust, was von großem Vortheil ist, da die Uebung selbst den Meister erst sicher macht.

„Endlich ergeben die Nachweise aus der Schießhütte nicht, wie viele Schützen von jedem Stamm und Lande bei den Kehrscheiben concurrirt haben, noch wie viele Schüsse jeder Gewinner gethan hat, um 36 Treffer oder 120 Punkte zu erzielen, noch auch wie viele nur auf ein oder zwei Festthaler ausgingen, um nachher das Weite zu suchen.“ „Auch hier wieder hatten die Schweizer Schützen alle Umstände für sich. Sie waren am zahlreichsten und harrten am tapfersten aus. Dann kamen die Oestreicher, besonders die Tiroler; nach diesen die Bayern, Badner, Würtemberger und die Schützen aus Frankfurt und Umgegend; hierauf folgten Bremen, Braunschweig, Düsseldorf. Da sich auch in dieser Ordnung die Prämien vertheilt haben, so scheint daraus hervorzugehen, daß die wetteifernden Schützen einander werth waren, und daß die Beute unter gleichen Bedingungen ungefähr gleich vertheilt worden wäre.“

„Wenn überhaupt von einer Statistik des Schießens die Rede sein soll, so kann es sich lediglich von den Kehrscheiben und den Becherprämien handeln. Die Festscheibe ist, im Grunde genommen, Lotterie und Luxus; in der Schweiz außerdem noch ein probates Mittel zur Deckung der Gesamtkosten. Jedermann weiß, daß ganz ausgezeichnete Schützen auf den Festscheiben mit recht hoher Theiler- oder Punktzahl, oft auch gar nicht herauszukommen pflegen, und daß die Gewinner der höchsten Preise nicht nothwendig vollendete Meister in ihrer Kunst sind. Zudem fehlt bei den Festscheiben ein exactes Maß, um Schweizer, überhaupt Nichtmitglieder des deutschen Schützenbundes mit den Mitgliedern des letztern zu vergleichen, welche einzig das Recht hatten, auf die Standfestscheibe Deutschland und die Feldfestscheibe Heimath zu schießen. Wollte man dennoch den Werth der verschiedenen Leistungen berechnen, so müßte man entweder jenen Nichtmitgliedern

bei den Standfestscheiben $\frac{1}{6}$, bei den Feldfestscheiben $\frac{1}{5}$ gutschreiben, oder man dürfte nur je sechs oder vier Scheiben berücksichtigen. Wie dem auch sei, so geben doch die Einfäge auf die Festscheiben das einzige Kriterium für die Bethheiligung der einzelnen Stämme und Länder, und was irgend von Statistik möglich ist, kann sich, unter Vorbehalt alles eben Gesagten, nur an jene Einfäge-Verhältnisse anlehnen.“

Der Verfasser gibt nun verschiedene Tabellen, in welchen zunächst die Bethheiligung der einzelnen Staaten und Provinzen am Schießen, dann, was dieselben nach dem Grade dieser Bethheiligung an Prämien hätten haben müssen, endlich, was sie wirklich gewannen, angeführt ist, und welche wir im Buche selbst nachzulesen bitten. Dann fährt er fort: „Aus dieser Tabelle geht mit Sicherheit wenigstens so viel hervor, daß die Schweizer tüchtig da waren und tüchtig geschossen haben; daß die eigentliche Concurrenz zwischen den Schweizern, Tirolern, Bayern, Badenern, Württembergern und Frankfurtern statt hatte, denen sich noch Bremen und Braunschweig anschlossen; daß die Tiroler und Destreicher überhaupt bei den Feldscheiben „zu kurz“ kamen, was die Schuld ihrer Gewehre war; daß Bremen und Hessen-Darmstadt bei der Feldkehr ihre Revanche für die Standkehr nahmen; daß Schweizer, Hessen-Darmstädter, namentlich die Mainzer, sowie Bremer und Braunschweiger vortrefflich auf weite Distanzen mit freiem Abschießen eingerichtet sind: lauter Vorzüge, die in den nächsten zwei Jahren von den Uebrigen eingeholt werden müssen.“

Was aus den deutschen Schützenvereinen noch werden kann, geht am besten aus einem Ueberblick über die schweizerischen Schützengenossenschaften hervor, wie ihn der Verfasser am Schlusse gibt. Man ersieht daraus, daß die Schweiz 357 solcher Vereine mit 27,319 Mitgliedern hat, abgesehen von den 28 Vereinen, deren Mitgliederzahl unbekannt ist. Wenn Deutschland, wie es nach seiner Einwohnerzahl könnte, zwanzigmal so viele Vereine und Schützen aufbringt als die Schweiz, so bekommen wir circa 7,700 Vereine mit 550,000 Schützen, „wo es dann,“ so meint Hr. Grün, „zur thatsächlichen Wahrheit werden wird: Und einer Welt in Waffen trogen wir.“ Wir hoffen, daß Hr. Grün neben seiner halben Million Schützen auch auf die eigentlich zur Vertheidigung des Vaterlands berufenen Mannschaften rechnet. Im entgegengesetzten Fall möchte der Versuch, der Welt, oder auch nur einem gut geübten und tüchtig geführten Heere von fünfzigtausend Franzosen zu trogen, ein trauriges Ende nehmen. (Vergl. die Artikel über Mac Clellan und die Potomac-Armee. D. Red.)

Die Katechismus-Angelegenheit in der evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers, ihre vorläufige Entscheidung und der Weg zu ihrer endgültigen Erledigung. Ein theologisches Votum von Th. Diestelmann. Celle, Verlag der Schulgeschen Buchhandlung 1862.

Das Beste und Gründlichste, was uns von Schriften über diese Frage vorliegt. Der Verfasser, ein Schüler Lückes, feht sich mit seiner Kritik sowohl gegen den alten, als gegen den neuen Katechismus. Er zeigt, indem er beide nach Gang und Anordnung, nach ihrer Sprache und endlich nach ihrer Lehre vergleicht, daß beide Mängel haben, der neue aber der bei weitem unvollkommenere ist, und bezeichnet schließlich als den einzig richtigen Weg zur Herstellung des Friedens die Berufung

einer Landessynode, die aber nicht nur über die Katechismusfrage berathen und beschließen, sondern auch die Organisation einer Presbyterial- und Synodalverfassung in die Hand nehmen soll. War der alte Katechismus ein Product des greisenhaften Nationalismus, matt und wässerig in der Sprache, oberflächlich dem Inhalt nach, so ist der neue ein Erzeugniß der bekannten stark katholischenden Modeorthodoxie, sein Stil leidet an lächerlicher Alterthümelei, seine Anordnung ist verworren und willkürlich, seine Lehre Dogmatikerei, das Ganze entspricht in keiner Weise den Anforderungen, die man an ein für die Jugend bestimmtes Lehrbuch zu stellen berechtigt ist, und ist im Grunde nichts als das Ergebnis eines in plumpster Weise angestellten Versuchs, nach dem Grundsatz: „die Wissenschaft muß umkehren“, den Religionsunterricht des Volks um dritthalb Jahrhunderte zurückzuschrauben. Wie weit unsre deutschen Puseyiten mit diesem Streben bereits gedeihen sind, bedarf nur einer kurzen Erinnerung. Leute wie Kliefoth, Wilmar, Löhe und Münchmeyer stehen mit dem einen Siebenmeilenstiefel ihres reactionären Eifers schon jenseits der Lutherischen Bekenntnißschriften mitten in der katholischen Kirche und riechen schon ganz nach Weihrauch und Unfehlbarkeit. Aus dem Munde dieser kirchlichen Reactionäre vernehmen wir Aeußerungen in der Art: „Die katholische Mutterkirche ist die Hälfte unsres eignen Selbst, von der wir Alles haben, unser von uns getrenntes Fleisch und Blut, zu der daher möglichst früh zurückzukehren unser bewußtes Streben sein muß. Die katholische Kirche stürzen, hieße den Ast abhauen, auf dem wir sitzen; wo ein römisches Institut fällt, da fällt ein Stück Christenthum.“ Hauptvertreter dieser Partei, welche ihren Gegensatz gegen die reformirte Kirche nicht scharf genug betonen kann, sind 1860 mit einer Anzahl Katholiken in Erfurt zu dem Zweck zusammengetreten, „auf Grund protestantischer Einsicht in die sittliche Bedeutung des Papstthums die Wiedervereinigung der getrennten Confessionen anzubahnen“, und die Sache zerschlug sich nur, weil sie, zu früh ans Licht der Oeffentlichkeit gelangt, im protestantischen Volk zu viel böses Blut machte. Inzwischen versuchen die Herren fleißig, katholische Lehren in das Lutherthum einzuschieben. Sie tragen eine Lehre über das geistliche Amt vor, welche die Pastoren zu ausschließlich berufenen Vermittlern des Heils an ihre Gemeinden, also aus Predigern und Seelsorgern zu Priestern macht. Sie reden von der Ordination dieser neuerfundenen protestantischen Priester schon wie von einem dritten, von der Beichte, die sie wieder zur Ohrenbeichte umgestalten möchten, wie von einem vierten Sacramente. Einer der Herren (Löhe) versuchte sogar, die letzte Delung mit Anwendung eines katholischen Formulars wieder einzuführen. Auf einer Gnadauer Pastoralconferenz im Jahre des Herrn 1861 hoben Vertreter dieser Richtung (ein ultramontanes Blatt nannte sie „jene ehrenwerthe Richtung, welche wir innerhalb des Protestantismus als eine zur katholischen Kirche rückläufige bezeichnen müssen“) mit Emphase hervor, wie bevorzugt doch die Kirche Roms sei und wie sehr sie ihren Gliedern doch das Beten erleichtere, indem sie ihren Gliedern den Gebrauch des Rosenkranzes verordne. Selbst der Wunsch ist neuerdings in diesen Kreisen laut geworden, daß doch immer mehr Geistliche sich gedrungen fühlen möchten, den „apostolischen Rath“ der Gehorsamkeit zu befolgen. Anderes der Art wird vermuthlich nachfolgen; Reliquien, Wallfahrten, Heilige, und wir würden, wenn das protestantische Volk nicht gesünder dächte als seine Gottesgelehrten, erwarten können, daß uns alle jene hübschen Dinge wiedergegeben würden und daß

man in hundert Jahren fromme Weiblein im Lande Hannover wallfahrten sähe, um Reliquien jener neuen Kirchenväter — etwa die Schnupftabacksdose Sanct Münchmeyers zu küssen. Zum Glück läßt unser Herrgott die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und das garstige Gewächs, welches während des letzten Jahrzehnts, erzeugt von der ungesunden Luft der politischen Reaction in der Kirche Hannovers, Mecklenburgs, Kurhessens und anderwärts zu wuchern begonnen, hat nicht einmal Anspruch auf den Namen von Bäumen. Der erste respectable Windzug, der erste kräftige Sonnenstrahl wird diesem Pilzgeschlecht ein Ende machen, und solche Aenderungen in der Atmosphäre können nach den Zeichen der Zeit, wohin wir den fast einmüthigen Widerspruch des hannoverschen Volkes gegen den Allerhöchst protegirten Katechismus rechnen, nicht lange mehr ausbleiben. Der Schaden aber, den die kirchliche Reaction inzwischen anrichten kann, wird reichlich aufgewogen durch den Vortheil, der darin liegt, daß der Kampf gegen diese Reaction eine Schule der Uebung zum Kampf gegen die politische Reaction namentlich für die Landbevölkerung sein wird, die nun einmal von Angriffen auf ihren Glauben noch stärker afficirt wird, als von Angriffen auf ihre politischen Rechte.

Die evangelischen Stände im Lande ob der Enns unter Maximilian dem Zweiten und Rudolph dem Zweiten 1564—1597. Nach handschriftlichen Quellen von Karl Oberleitner. Wien, 1862. Wilhelm Braumüller.

Enthält in drei Capiteln Berichte über die Landtage der obderennsischen Landschaft unter Maximilian dem Zweiten und Rudolph dem Zweiten, sowie eine Schilderung des Bauernaufstandes, der in dem letzten Jahrzehnt des sechszehnten Jahrhunderts in Niederösterreich wüthete und mit der Unterwerfung der Bauern unter ihre Herren und Zurückführung des Landes in den Schooß der alten Kirche endigte. Beigegeben sind verschiedene Documente, darunter die Kirchenordnung der evangelischen Stände ob der Enns vom Jahre 1578. Das Ganze ist ein sorgfältig gearbeiteter und wohlgeschriebener Beitrag zur Geschichte jener Zeit, die zu den trübsten und unheilvollsten des Reformationszeitalters gehört.

Abonnementsanzeige zum neuen Jahr.

Mit dem Anfange des neuen Jahres beginnen die **Grenzbotten** den **XXII. Jahrgang**. Die unterzeichnete Verlagsbandlung erlaubt sich zur Pränumeration auf denselben einzuladen, und bemerkt, daß alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen annehmen.

Leipzig, im Januar 1863. **Fr. Ludw. Herbig.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Albert in Leipzig.